

Sabine Katinka Beber und Steffen Osterkamp

Die Arbeit in der Familienfürsorge und als Familienhelferin

Oder: 18 Stunden Plauderton

Vorgeschichte

Wir berichteten über einen Familienhelfereinsatz (Fhe) bei der Familie X, die vor knapp zehn Jahren aus der DDR nach Westberlin umsiedelte. Die Eltern sind beide Mitte Dreißig und haben fünf Kinder, drei Mädchen im Alter von 17, 13 und 12 Jahren und zwei Jungen im Alter von 9 und 7 Jahren.

Herr X. zog als damals noch minderjähriger Jugendlicher mit seinen Eltern nach einer Tankstellenpleite seines Vaters 1965 (Rezession BRD) in die DDR. Herr X. hatte mit mäßigem Hauptschulabschluß eine Ausbildung als Kfz-Schlosser angefangen, aber nicht beendet. In seinem DDR-Arbeitsbuch sind zunehmend häufige Wechsel der Arbeitsstätten ablesbar; er soll laut Mitteilung seiner Frau im letzten Jahr vor der Aussiedlung keine Arbeit mehr angenommen haben.

Frau X. hat eine Ausbildung als Serviererin; sie hatte nach der Geburt ihres ersten Kindes nicht gearbeitet, erst im letzten Jahr vor der Aussiedlung begann sie wieder zu arbeiten. Ihr erstes Kind wurde in der DDR altersgerecht eingeschult und hatte dort bis zur Versetzung in die 3. Klasse die Schule besucht.

Im Oktober 1975 siedelte die Familie nach Berlin-West um. Sie lebte übergebürlich lange (ein Jahr) im Durchgangslager. Herrn X. wurde Arbeit vermittelt. Seinerzeit brauchte im Lager keine Miete für die bewohnten Räume bezahlt werden. Im Spätherbst 1976 zog Frau X. mit den Kindern und ihrem Mann im hochschwangeren Zustand in eine 2 2/2-Zimmer-Wohnung.

Betreuungsaufnahme durch die Familienfürsorge

Herr X. wurde im September 1976 innerhalb einer Krankschreibung von der Firma entlassen. Es wurde Sozialhilfe (SH) bis zum Einsetzen des Arbeitslosengeldes (Alg) beansprucht. Die Familie wurde durch die Familienfürsorge betreut.

Ich konnte der Familie einen Kredit für Umsiedler in Höhe von DM 20 000,— zu sehr günstigen Bedingungen gegen die Bedenken der Bank vermitteln, Februar 1977. Im März 1977 lag die erste Mietkündigung wegen drei Mietrückständen vor. Meine Übernahmebefürwortung mit Hinweis auf die Eingewöhnungsschwierigkeiten der Familie in Geschäftsbe-

dingungen und -gebaren wurde vom Sozialamt abgelehnt. Kontoüberprüfungen, die dem Sozialamt möglich sind, hatten ergeben, daß die Familie DM 2 400,— Guthaben hatte gegenüber der Mietforderung in Höhe von DM 1 084,—.

Im April 1977 ging ein Schreiben der Eltern X. an den Stadtrat zur fachlichen Bearbeitung durch mich als den zuständigen Sozialarbeiter ein. Die Eltern beschwerten sich über die ihnen zuvor von den »begrüßenden Stellen versprochenen, nun aber nicht eingehaltenen Hilfen in allen Lebenslagen« und kündigten einen »kollektiven« Suizid an, wenn die Mieten nicht übernommen werden.

Auch die zweite Befürwortung an das Sozialamt blieb erfolglos. Meine Argumentation, daß das (mir von den Eltern in der Finanzplanung verschwiegene) Kontoguthaben zur Bezahlung bereits bestellter — allerdings nicht unabwendbar lebensnotwendiger — Möbel gedacht sei und ein Zahlungsverzug mit hoher Sicherheit die der Familie unbekanntes Klagen und Kosten der Firma einbrächte, überzeugte nicht.

Das Mietkündigungsverfahren schleppte sich bis August 1977 hin. Ende August 1977 bekam ich Mitteilung über ein kurzfristig anberaumtes Miträumungsverfahren. Die Familie hatte den im vorangegangenen Gerichtsverfahren geschlossenen Vergleich mit dem Vermieter *überhaupt* nicht eingehalten.

Diese Zwangsräumung setzte mich aus mehreren Gründen in Panik:

1. Es wäre in meiner Tätigkeit als Sozialarbeiter die erste Zwangsräumung geworden,
2. das Gebaren der Eltern (Gleichmut, Apathie, Resignation und Fehleinschätzung der hier geltenden Geschäftsbedingungen und gebaren) ließ mich fürchten, daß dies
3. meine erste nicht verhinderte Zwangsräumung mit meinen Vorstellungen von Obdachlosenheimen und den spezifischen Sogwirkungen in allen Lebensbereichen (vor allem für die Kinder) der Familie werden würde, einen quasi als persönlich-beruflich erlittenen Mißerfolg,
4. ich begriff, daß sich diese Familie aus einer Vertretungssache für einen Kollegen für mich zu einem »Dauerbrenner« entwickeln würde,
5. ich begriff die Familie sozusagen als »Opfer« eigener falscher Vorstellungen und Anspruchshaltungen, denen sie (vom »Goldenen Westen«) aufgefressen war,
6. ich fühlte mich über Gebühr und über meinem Verständnis von zumutbaren »Schummeleien« gegenüber dem Sozialamt von der Familie »gelinkt«:
 - a) sie hatte mir das Kontoguthaben verschwiegen — und mich damit gegenüber dem Sozialamt bloßgestellt,

b) sie hatte, statt Mietabzahlungen zu leisten, sich einen Graupapagei im Wert von ca. DM 900,— geleistet (der mir in den Verhandlungen ständig kreischend im Nacken saß),

c) sie spielte ihren Status als »DDR-Umsiedler« offen zu ihrem Vorteil aus — dies regte meinen Gerechtigkeitssinn gegenüber anderen einerseits auf, andererseits wurde mir deutlich, daß es sich um eine »Durch-die-Roste-fallende-Familie« handelte und dies wollte ich »unter meiner Aktenführung« nicht zulassen, ohne mir das indes richtig bewußt gemacht zu haben.

Die Zwangsäumung konnte mit Hilfe von Leistungen aus dem BSHG schließlich abgewendet werden, weil die Familie effektiv kein Geld mehr hatte und meine Argumentation gegenüber dem Sozialamt folglich stichhaltiger wurde. Bis etwa Mitte 1980 war es mir gelungen, etwa die Hälfte aller Jahresmieten beim Sozialamt »freizuweisen« mit den unterschiedlichsten Begründungen.

Diese unterschiedlichsten Begründungen wurden mit den Jahren für mich ständig widersprüchlicher: Ich wollte einerseits die Verelendung der Familie — sozusagen unter meinen Händen — nicht zulassen (und wohl auch nicht eingestehen), bemerkte aber auch, daß ich meinen eigenen schummelnden Erklärungen gegenüber den Kollegen vom Sozialamt nicht mehr trauen konnte.

Hierzu gehört das Problem, mit den Verwaltungsangestellten koordinierend statt kontrovers zusammenzuarbeiten und sich dabei nicht als ein allzu »willfähiges« Werkzeug im Getriebe der Verwaltung einschleifen zu lassen, sich selber und die Kollegen vom Sozialamt noch sensibel genug zu bewahren, die Möglichkeiten der Ermessensspielräume extensiv im Interesse der Betroffenen auszudehnen. In diesem Zusammenhang ist meine Glaubwürdigkeit wichtig für die weitere Zusammenarbeit. Ich verschwie dem Sozialamt unnötige Einkäufe der Familie X., weil das Sozialamt sonst keine »müde Mark mehr 'rausgerückt« hätte. So mußten z.B. überbrückende Hilfen zum Lebensunterhalt, befürwortet und »erklärt« werden, weil die Eltern sich eine Hollywoodschaukel gekauft hatten, die für den Balkon viel zu groß war. Sonderangebote an Sekt wahrgenommen hatten, sich einen Ferienbus für DM 900,—/Woche angemietet hatten oder der ältesten Tochter ein Bildungssystem gekauft hatten. Die drei Lexika kosteten DM 800,—, der dazugehörige Schreibtisch DM 1 000,—.

Ich definierte diese Einkäufe als unüberlegt, verstand mich als jemand, der die Absichten der Eltern für das »kleine büschen was Besonderes« grundsätzlich (als Kompensation für vorenthaltene andere Lebensinhalte) unterstützen, aber ökonomischer gestalten wollte. Ich begriff schließlich reichlich spät, von den Eltern disfunktional mißbraucht zu werden, weil Frau X. wußte, daß ich über ihre Tränen und über die Kinder immer weichzukneten sei.

In meinen Versuchen, die von den Eltern verursachten »Finanzlücken« zu stopfen, kam ich mir wie jener Hase im Wettlauf mit den Igeleltern vor: Ich kam zu spät.

Mein »Hasengerenne« machte mir auch die Zwiespältigkeit ständiger Abhängigkeit von Sozialhilfe für die Familie deutlich. Das »kleine büschen was Besonderes« entwickelte sich zum Standard, persönliche Risiken unsinniger Einkäufe wurden von mir weitgehend über das Sozialamt aufgefangen. So hatte Herr X. zum Aufbau einer elektrischen Eisenbahn eine Schranktür als Unterlage benutzt und beantragte einen neuen Schrank. Dies war meine erst Absage!

Diese Kosumhaltung ohne eigene Verdienste bzw. Anstrengungen spitzte sich für mich in der Wohnungsrenovierung zu: Herr X. sah sich außerstande, die handwerklichen Arbeiten zu verrichten, weil ihm auf der Leiter (Neubau) schwindelig wird, es stünde ihm zu, daß eine Vertragsfirma die Arbeiten zu erledigen habe.

Hierbei fühlte ich mich zum erstenmal persönlich (und als rechtschaffender Steuerzahler) verärgert. Herr X. hätte diese Arbeiten als Handwerker selber erledigen können, quasi als Sozialverhalten im wahrsten Sinne des Wortes, z.B. als persönliche Vergeltung der in Anspruch genommenen Sozialhilfen, zum anderen wurde mir mit dieser Einstellung deutlich, wie sehr Herr X. in seinen persönlichen Fähigkeiten und seiner persönlichen Einsatzbereitschaft degenerierte, es schien mir ein Stück Selbstaufgabe.

Die Konsequenzen der Perspektivlosigkeit und Selbstaufgabe wurden mir in der Entwicklung der Kinder deutlich. Hatte die erste X.-Tochter noch die Empfehlung zum Gymnasium von der Schule erhalten, wurden bei den beiden jüngsten Söhnen die Vernachlässigung durch die Eltern in der schulischen und allgemeinen Sprachretardation deutlich. Über die in den ersten Jahren meiner Betreuung noch gute Versorgung der Kinder konnte ich mein Gewissen wegen der ständigen Sozialhilfe beruhigen und mit dieser Argumentation gegenüber dem Sozialamt zusätzliche Gelder »freiweinen«.

Etwa 1982 schaltete die Vorschullehrerin das Jugendamt ein, um die Eltern aufzufordern, die längst fällige Brille für den jüngsten Sohn anzuschaffen. Nachdem zwei Aufforderungen, zum Augenarzt zu gehen, erfolglos blieben, drohte ich den Eltern mit Terminsetzung Maßnahmen durch das Vormundschaftsgericht an (das meinte ich in der Situation auch recht ernst!). Den Eltern schien nicht aufgefallen zu sein, daß der jüngste Sohn eine starke Sehbehinderung hat.

Bis dahin war meine Betreuung überwiegend materiell ausgerichtet, d.h. ich vermied Hausbesuche, um den Fürsorgemief aus der Wohnung zu halten, Beratungen waren fast ausschließlich auf Hinweise und Anweisungen von notwendigen Anträgen bei anderen Behörden etc. ausgerich-

tet, Gespräche waren ausschließlich unmittelbar zweckorientiert, ich geriet zunehmend in die Rolle des Hinweisers, Zurechtweisers, Anweisers.

Neben der mir deutlicher werdenden verschlechterten Versorgung auch geistig/kultureller Interessen der Kinder — es gab erste Hinweise, daß die älteste und Lieblingstochter des Herrn X. aus dem Haushalt drängte — veränderte sich das finanzielle Verhalten der Eltern überhaupt nicht. Es fand vielmehr eine schleichende Entmündigung statt. Die Familie bekam seit 1981 laufende ergänzende Hilfen zum Lebensunterhalt. Die Mieten wurden vom Sozialamt direkt an den Vermieter angewiesen, dafür erschien fast zuverlässig Frau X. jede zweite Woche im Amt, um über einige Tränen eine zusätzliche Zahlung freizuschwemmen. Sie mußte hierzu auch den Alkoholkonsum ihres Mannes eingestehen, um die Notwendigkeit von zusätzlichen Hilfen glaubhaft zu machen. Frau X. erhielt gelegentlich bargeldlose Bezugsscheine vom Sozialamt, um Lebensmittel kaufen zu können. Die Bezugsscheine waren mit dem Kollegen vom Sozialamt abgesprochen. Sie sollten einerseits eine erste Warnung für die Eltern und andererseits eine besänftigende Geste gegenüber dem ungeduldiger werdenden Sozialamt sein.

Diese entmündigende und entwürdigende Situation machte mir deutlich (diffus zunächst), daß die Familie doch unter meinen Händen nun auch im psychischen Bereich verelendete. Neben den erschwerenden Bedingungen der Geldanweisungen zu unterschiedlichen Raten und Zeiten vom Arbeitsamt, von der Krankenkasse, Kindergeldkasse und Sozialamt, sah ich in der finanziellen Planung keine Ansätze bei den Eltern X., ihr Verhalten zu ändern, ich sah aber auch nicht deutlich genug, daß ich hier meinen Teil dazu beitrug, weil ich unsinniges Finanzverhalten immer wieder aufzufangen bereit war.

In dem mehr oder minder differenzierten Erkennen des schleichenden sozialen Abstieges dieser Familie fühlte ich mich auf mehreren Ebenen unter Druck gesetzt. Das Sozialamt forderte mich auf, doch nun endlich über die Sozialhilfe pädagogisch auf die Familie einzuwirken. Hinter dieser Aufforderung entdeckte ich leichte berufliche Zweifel, die ich in meiner eigenen Zwiespältigkeit zur Familie etwas nervend fand: Hollywoodschaukel und Graupagagei sind schwer zu verteidigen beim Sozialamt als notwendige Lebensqualität! Ich fühlte mich unter Zeitdruck, weil ich weder Zeit noch Nerven glaubte aufbringen zu können, eine umfassendere, weniger unmittelbar-zweckbestimmende Beratung in der Familie zu leisten.

Meine ersten Anfänge einer veränderten Beratung blieben im Sirupbrei der sich hinqüälenden Gespräche mit den Eltern stecken: Sie mauerten in allen finanziellen Fragen, schoben sich gegenseitig die Schuld zu, sie begriffen meine Angebote der Beratung nicht als Anfang einer selber zu leistenden grundsätzlicheren Veränderung. Ich verstand zu spät, daß sie

mich in meinem Selbstverständnis, nicht als Amtsmensch zu gelten, gar nicht verstehen konnten. Ich fühlte mich auch durch die negative Entwicklung der Kinder unter Druck gesetzt.

Das Sozialamt ließ immer deutlicher durchblicken, daß weitere zusätzliche Hilfen verweigert werden könnten.

Es war mein Ansatz, über die Aktivierung noch verbliebener eigener Freiräume und Entscheidungsmöglichkeiten die Eltern zu mobilisieren, um so auf die Entwicklung der Kinder im Elternhaus einwirken zu können. Diese Aktivierung reduzierte sich überwiegend und zunächst dringlichst auf die Haushaltsplanung, d.h. die Eltern sollten die Einkommen und Ausgaben mittels Haushaltsbuch besser überblicken, Möglichkeiten des Einsparens erkennen und sich so von der zunehmenden Entmündigung durch das Sozialamt — und letztlich auch durch mich als dazwischengeschaltetes Verbindungsglied — freihalten.

Die Familie nervte mich zunehmend: Ich bekam die Akte kaum mehr vom Schreibtisch, das unveränderte Verhalten schlich sich bei mir als persönliches Mitverschulden/Mitversagen unter die Haut. Mein »Genervtsein« entwickelte sich zur Wut. Ich gab mir weniger Mühe, den Eltern meine Empfindungen zu verheimlichen.

Unter der Prämisse »Aktivierung ihrer Eigenverantwortlichkeit« setzte ich einen Familienhelfer (Fh) ein. Es war die ihm übertragene Maxime, die Intention mit den Eltern zu erarbeiten, ihnen mit dem Haushaltsbuch eine Finanzplanung »beizubringen«. Ich hatte den Eltern X. diesen Plan erklärt und sie u.a. auch darauf hingewiesen, daß die Quelle Sozialamt zu versiegen droht.

Einige Wochen zuvor hatte ich ein Frakturgespräch mit Herrn X. Er vernachlässigte sich selber, wusch, kämmte und rasierte sich nicht mehr. An diesem Beispiel konnte ich ihm aufzeigen, daß über die Selbstaufgabe auch eine zunehmende Mißachtung in Familie und sozialem Umfeld wechselseitig einherginge. Hier sei seine Möglichkeit, sich zu wehren. Im Gespräch ließ ich mich von seinen Tränen nicht erweichen, konnte sie aber zum Schluß kanalisieren. Tatsächlich lief Herr X. danach nicht mehr ungepflegt herum.

Der Familienhelfereinsatz scheiterte nach etwa vier Monaten. Der Familienhelfer gab seinen Einsatz zurück, weil er sich bei den Eltern nicht durchsetzen konnte, sie leisteten einen erfolgreichen passiven Widerstand, indem sie Vereinbarungen nicht einhielten, sich gegen die — so nicht beabsichtigte, aber wirksame — finanzielle Entmündigung durch den Familienhelfer über die Offenlegung des Haushaltsbuches wehrten und ihrerseits kritisierten, daß der Familienhelfer sich weder in die Haushaltsführung noch die Schularbeitshilfe für die Kinder einspannen ließ.

Selbstkritisch ist zu sagen, daß ich die zögernde Bereitschaft der Eltern X. zur Einwilligung nicht akzeptiert hatte und mit der ziemlich engen Ziel-

setzung des Familienhelfers, nämlich die finanzielle Planung zu »organisieren«, meine eigene Vorgehensweise auf den Familienhelfer übertragen hatte, meinen eigenen Druck auf ihn delegierte und es letztlich ein mir wenig bewußter Versuch war, mich zu entlasten. Ich blieb zwar zuständig für weitere finanzielle Hilfen, wollte die Familie aber in immateriellen Beratungen loswerden und habe mich unreflektiert von dem größeren Zeitaufwand des Familienhelfers in der Familie über tatsächliche Abläufe täuschen lassen — mehr Zeit und Gespräche gleich mehr Erfolg.

Im Gegensatz zum Familienhelfer erlebte ich den sich abzeichnenden Abbruch nicht als persönlichen Mißerfolg, fast eher mit griesgrämiger Genugtuung: Die wollten sich ja nicht helfen lassen. Meine »griesgrämige Genugtuung« hielt natürlich nicht die Entlastungstendenz aus, ich sah beim ersten Gespräch mit Frau X. nach dem Abbruch meine Fehler und konnte sie ihr auch benennen. Das Eingestehen eigener Unzulänglichkeit brachte eine wohltuende Spannungsentlastung zwischen Frau X. — der fast ausschließlichen Gesprächspartnerin — und mir, so daß Vorwürfe ausblieben.

Diese entspanntere Umgangsweise zwischen Frau X. und mir hielt nur kurz vor, es schliff sich ganz schnell wieder die alte Umgangsweise ein. Die familiäre Situation verschärfte sich indes. Die älteste Tochter wollte aus dem Haushalt, ihr wurde vom Vater in diesem Fall Familienausschluß angedroht. Neben den gewohnten finanziellen Engpässen klagte Frau X. zunehmend häufig, es mit ihrem Mann nicht länger auszuhalten, sie sprach von Trennung.

Das Wissen um die sich zuspitzende Situation des beginnenden familiären Verfalls machte es mir schwer, zwischen echten und unechten Tränen zu unterscheiden. Ich begann, Frau X. und mir selber zu mißtrauen. Bei mir stellte sich Angst ein, in dieser Familie zu resignieren, mit der Akzeptierung, ihr sei nicht zu helfen (um sich selber zu helfen), ein Stück beruflichen Inhaltes aufzugeben, mich unmerklich — scheinbar rational begründet — zu einem »verwaltenden Sozialbeamten« zu deprivieren. (Und das möchte ich nicht, verdammt . . .) Die Familie stellte auch ein Produkt meiner Arbeit dar!

In einer Situation der glaubhaften psychischen Verzweiflung bot ich Frau X. erneut den Einsatz einer Familienhelferin an. Sie konnte diesmal wegen ihrer eigenen Verfassung das Angebot besser annehmen. Der Einsatz konnte auch gegenüber Herrn X., diesmal besser vorbereitet, verständlich gemacht werden, auch seine Annahmefähigkeit war ausgeprägter als beim ersten Familienhelfereinsatz.

Meine eigene Motivation war mir nun deutlich bewußter: Neben der unveränderten fachlichen Begründung versprach ich mir über diesen Einsatz eine nachhaltigere Entlastung, weil ich die Familienhelferin persönlich kannte, ihr als Dipl. Psychologin bessere Möglichkeiten unterstellte, die

Familie zu aktivieren. Ich ging — mit gewisser Wissenschaftsgläubigkeit — davon aus, daß es ihr als Psychologin besser gelänge, in problemanalyisierenden Gesprächen den Eltern Ursache, Bedingung und Selbstanteile zu »verklickern« und folglich zu lösen. Verstärkt wurde diese Voraussetzung durch das Wissen um den im Grundsatz gleichen Ansatz.

Aus meinen Erfahrungen aus dem ersten Familienhelfereinsatz war ich bemüht, den Familienhelfer weniger vorurteilsbeladene Informationen über die Familie zu vermitteln, was mir jedoch nur bedingt gelang. Sozialarbeiter gehen in aller Regel davon aus, nach dem Familienhelfereinsatz die Familie weiter zu betreuen, sind also auf eine Zusammenarbeit mit dem Familienhelfer einerseits und eine Zusammenarbeit mit der Familie danach interessiert, man will sich also mit dem Familienhelfer auch keine »Laus in den Pelz« setzen, die dem Sozialarbeiter keine, dem Sozialamt schon eher Schwierigkeiten machen soll.

Ein weiterer Unterschied zum ersten Einsatz war die nicht so rigide Zielsetzung: Es sollte vielmehr nach Möglichkeiten gesucht werden, den Eltern die verbliebenen Freiräume in ihrer wirtschaftlichen-sozialen Abhängigkeit aufzuzeigen. Bei der Suche nach diesen Möglichkeiten zeigte sich an, daß eine Zusammenarbeit mit der zweiten Familienhelferin impliziert war, allerdings mehr passiv, mich im Hintergrund haltend.

Meine Tendenz, mich passiv zurückzuziehen, scheiterte zum Glück daran, daß die Familienhelferin wohltuend unvorbelastet war in behördlicher Sozialarbeit, Anträgen etc. Die Zusammenarbeit »passierte«, indem ich sie von Belastendem in der Familie freihalten wollte, also ich der Familie darstellen wollte, wann, wo, welche Gelder wie zu erreichen sind. Hierzu war es ja nun unvermeidlich, vor und mit den Eltern und mit der Familienhelferin die Zielbestimmung vorzunehmen. Tja, und damit war ich eigentlich mittendrin und fühlte mich dabei wohler als zuvor!

Über meine Einbeziehung über Realisierung von mehr flankierenden Maßnahmen wie Kur/Urlaub schien mir schon ein Stück planenden Handelns möglich, ich hetzte nicht mehr hasengleich den Ereignissen hinterher. Dies nahm mir meinen eigenen Druck, außerdem fühlte ich mich nicht mehr unmittelbar verantwortlich, die Familienhelferin war im Ausfeilen von Plänen da und — vor allem schließlich — über die ersten Ansätze der Beteiligung der Eltern anläßlich der Heimunterbringung der ältesten Tochter zeigte sich für mich die Eigenverantwortlichkeit der Eltern, die mich um ein weiteres druckfreier machte und fühlen ließ.

Der Einsatz der Familienhelferin

Bestimmte, vielleicht typische Konfliktkonstellationen zwischen dem Sozialarbeiter als Vertreter des Amtes, und mir als Familienhelferin fehlten: Aufgrund eines ähnlichen Verständnisses von psychosozialer Arbeit und

des Bemühens, die Unterschiedlichkeit unserer Kompetenzen zu nutzen, faßten wir unsere Zusammenarbeit von Anfang an als Möglichkeit des gegenseitigen Lernens auf. Ich begriff den Sozialarbeiter nicht als amtliche Kontrollinstanz, der gegenüber ich mich so weit wie möglich abgrenzen mußte, um eigenständig arbeiten zu können. Ich fühlte mich ihm gegenüber in keinerlei Bewährungssituation, auch weil ich wenig Vorstellung von einem Familienhelfer hatte, schon gar nicht die, mir darüber eine »Traumstelle« erobern zu können. So stellte ich ziemlich selbstverständlich an den Kollegen die Anforderung, mich »einzuarbeiten« und mit allen Fragen und Problemen zu ihm kommen zu können.

Diese »lockere« Anfangshaltung war auch durch die generelle Konstruktion von Familienhelfereinsätzen mitbedingt: Da es sich hierbei immer nur um Zeitverträge von maximal 19 Wochenstunden auf Honorarbasis für ein halbes Jahr handelt, hat diese Arbeit quasi bloß überbrückenden Charakter, man kann aber nicht von dem »Beruf«, geschweige denn dem Berufswunsch »Familienhelfer« sprechen. Familienhelfer rekrutieren sich zur Hälfte aus Studenten, die damit ihr Studium finanzieren wollen, und zur Hälfte aus Hochschulabsolventen (Erzieher, Sozialarbeiter, Pädagogen und Psychologen), die wie ich ihre Arbeitslosigkeit mit einem Geldverdienst füllen wollen, der wenigstens irgendetwas mit ihrer Ausbildung, d.h. mit psychosozialer Arbeit zu tun hat.

Davon abgesehen, daß in der Honorarvergütung weder Renten- noch Krankenversicherung etc. enthalten sind und man auch keinen Anspruch auf Arbeitslosenunterstützung erwirbt, ist mit einer solchen Tätigkeit auch keine offizielle Qualifizierung verbunden. Zudem kann der Einsatz jederzeit von der Familie (und dem Familienhelfer) abgebrochen werden, ohne Ersatzansprüche geltend machen zu können. Eine mögliche Verlängerung des Vertrages hängt von der Familie und dem Jugendamt ab. Der Familienhelfer vollführt einen ständigen Seiltanz, durch Erfolge seine Fähigkeiten zu beweisen, um damit eine mögliche Verlängerung zu bewirken (und das nach 2 Seiten: Amt — Familie), andererseits nicht so viel Erfolg zu haben, daß er den Einsatz und damit sich selbst überflüssig macht.

Die materielle Unabgesichertheit des Familienhelfers und die kurzfristige Perspektive dieser Arbeit verschärfen noch das Dilemma (wahrscheinlich jeder sozialen Arbeit) zwischen »Sich-'Rein-Knien« in die Arbeit, »Sich-Einlassen« wollen und müssen auf die Probleme der Leute und »Sich-Distanzieren«. Dieses Dilemma will ich im folgenden in seiner besonderen Ausprägung für die Familienhilfe näher bestimmen, da es für mich eines der Hauptprobleme dieses Einsatzes darstellte:

Die erste Schwierigkeit zu Beginn des Einsatzes besteht darin, überhaupt herauszufinden, was die Probleme der Familie sind. Auch wenn es einen offiziellen Auftrag von der Familienfürsorge gibt, mit dem die Not-

wendigkeit des Familienhelfereinsatzes begründet wird, ist damit ja noch nichts über die mögliche konkrete Tätigkeit ausgesagt.

Ich trieb also zunächst völlig unhinterfragt mit dem Sozialarbeiter gemeinsam die von der ältesten Tochter gewünschte Heimunterbringung voran und versuchte in Gesprächen, vor allem gegenüber dem Vater ihr Recht auf Selbstbestimmung zu verteidigen, Vorurteile gegen »Heime« abzubauen und ihn dazu zu bringen, diesen Schritt seiner Tochter zu akzeptieren, statt sie deshalb »aus der Familie zu verstoßen«. Vieles in diesen Gesprächen und was ich an Eindrücken von dem Familienleben in den ersten Tagen gewann, nahm mich spontan gegen den Vater ein. So zum Beispiel wenn er sich geradezu diebisch über jede Regelung des Heimlebens freute, die strenger ausfiel als die Regelung, denen die Tochter zu Hause unterworfen war (was z.B. das selbständige Kochen anging). Die völlige Weigerung des Vaters, über seinen eigenen Anteil zum Familienleben nachzudenken, die die Tochter zu diesem Schritt bewog und das für mein Gefühl gehässige Lauern auf Probleme, die sie im Heim haben würde, brachten mich ganz schnell dazu, mich solidarisch mit dem Rest der Familie zu fühlen und ihm die Hauptschuld an der Familienmisere und dem Weggang des Mädchens nachweisen zu wollen. Vor allem ärgerten mich seine Reaktionen, wenn es sich dabei um so offensichtliche Widersprüche handelte, wie z.B. dem, daß er der Tochter zum wiederholten Mal ihren Auszug vorwarf und das Heim als die schlechtere Lebensmöglichkeit hinstellte, die sie in ihrer Dummheit gewählt hatte, wenn sie mit den 50 DM Taschengeld im Monat, die sie vom Heim erhielt, nicht auskam, obwohl sie zu Hause schon seit Jahren überhaupt kein Taschengeld erhalten hatte.

Mein spontaner Wunsch, ihm solche Widersprüchlichkeiten direkt »aufs Brot zu schmieren«, wurde aber durch zwei Dinge verhindert: Zum einen war es nicht meine Aufgabe, die Tochter zu betreuen und ihre Interessen in der Familie zu vertreten (außer, ihr Besuchsmöglichkeiten zu sichern), sondern in der Familie, also auch mit dem Vater zu arbeiten, was immer das auch heißen mochte; zum anderen fing der Vater solche Art von Schuldzuweisungen immer schon damit ab, daß er »sowieso immer eins auf den Rücken« bekäme, das hieß, daß er auch bei bewußt sachlichen Versuchen, solche Widersprüche zu erörtern, von vornherein das Gefühl hatte, sowieso nur zum Sündenbock gestempelt zu werden, und auf Durchzug schaltete.

Das Gefühl, einen Zugang zu der Familie zu benötigen, und meine anfängliche Schockiertheit über den alltäglichen Umgang der Familienmitglieder untereinander, brachten mich zunächst in eine Art Beobachter-Position, aus der heraus ich mein Befremden, ja Ensetzen über den ewigen Befehlston, das Sich-Gegenseitig-Unter-Druck-Setzen, Ärgern bis hin zum Schlagen, was sich vom Vater über Frau und Kinder, die ganze Hackordnung hinunter bis hin zu Hund und Katze fortpflanzte, nicht aus-

drückte. Ich blieb also erstmal schön »psychologisch nichts-sagend«, ich griff die Familie nicht an und machte mich damit selber unangreifbar.

Da ich nicht wußte, welches Problem der Familie ich mir zur Aufgabe machen könnte, und mir klar war, daß ich an den objektiven Bedingungen der Familienmisere, wie Arbeitslosigkeit, Raum- und Geldknappheit, nichts ändern konnte, versuchte ich, die Leidensgeschichte und Befindlichkeit jedes einzelnen Familienmitgliedes herausfinden. Diese Bereitschaft, jedem erstmal zuzuhören, wurde von den Familienmitgliedern, die wahrscheinlich ihrerseits im Unklaren waren, wozu ich eigentlich da war, sehr aktiv genutzt. Da ich nicht wußte und deshalb auch nicht deutlich machen konnte, was ich von der Familie wollte, versuchte nun jeder auf seine Weise, mich für seine Bedürfnisse einzuspannen. Jeder nahm mich quasi »beiseite«, was meinem Interesse entsprach, mit jedem allein reden zu können, (weil das Kennenlernen in der großen Familienrunde wegen ständiger Nervereien und Streitereien und deren gewaltsamer Beendigung durch den Vater nicht möglich war). Jeder beklagte seine Situation und richtete mehr oder weniger deutlich die Aufforderung an mich, sie für ihn zu ändern:

Der Versuch von Herrn X., mich als »Psychologin« anzusprechen und für sich einzunehmen, indem er mir mit Tränen im Auge von seinen Haßgefühlen gegenüber seinem Vater berichtet, der ihn gewaltsam in die DDR »entführt« hat und somit verantwortlich sei für sein ganzes verunglücktes Leben; das stundenlange Lamento von Frau X., die ohne Punkt und Komma und mit unglaublicher Monotonie von den schrecklichsten Krankheitsgeschichten, Selbstmordversuchen ihres Mannes, Zusammenstößen zwischen ihr oder den Kindern und ihm und all ihren Sorgen mit fünf Kindern berichtet; die jüngste Tochter, die mir ihre »Vernünftigkeit« demonstriert und sich beklagt, daß sie trotzdem von allen Geschwistern am schlechtesten wekommt, wenn es um Geld, Kleidung oder Ausgehmöglichkeiten geht. Jeder fühlt sich in der Familie am allerschlechtesten behandelt und ich soll nun irgendetwas für ihn tun. Am konkretesten waren da noch die Forderungen des jüngsten Sohnes, der mit mir spielen und Süßigkeiten von mir haben wollte.

All diese Hilferufe, die Hinweise, wo die einzelnen litten und daß sie etwas mit mir zu tun haben wollten, konnten bei mir nur als Vereinnahmungsversuche ankommen, daß jeder, nur seinen egoistischen Nutzen aus meiner Anwesenheit ziehen wollte, daß sie mich mit Problemen überschütteten mir quasi allen »Mist« vor die Füße warfen und nun erwarten, daß ich ihnen helfen solle, ohne daß sie selbst eine Vorstellung davon hatten, was ich tun könnte (So jedenfalls wirkte das auf mich). Da ich selber keine Pläne und Ziele mit der Familie hatte, mir über Veränderungsmöglichkeiten nicht im Klaren war, sondern für mich selbst und die Familie eine Art unbestimmtes Vakuum darstellte, das sich bei jedem Besuch belie-

big füllen ließ, konnte ich mich auch nicht gezielt abgrenzen gegenüber dieser Problemvielfalt, nirgendwo einen Eingriffspunkt entdecken, sondern fühlte mich zunächst nur verschlungen und gefrust wegen meiner Handlungsunfähigkeit.

Daß es mir als Zumutung erschien, wenn die Familienmitglieder mich mit ihren Problemen überschütteten, lag wohl auch an meinem Selbstverständnis als »Psychologe« als jemandem, der irgendwann das richtige Konzept oder den tollen Entwicklungsplan aus der Tasche zieht. Von daher mußte ich das Gefühl haben, daß die Familie mir in mein noch nicht vorhandenes Konzept »pfuscht«, wenn sie mir vorschreiben will, wo ihr geholfen werden soll.

Teilweise, auch um das schlechte Gewissen loszuwerden, jeden Nachmittag sinnlos oder doch nur zufällig sinnvoll in der Familie zu verbringen, kümmerte ich mich um die Schularbeiten der Kinder. Das war eine erleichternd konkrete Tätigkeit, durch die ich außerdem der direkten Konfrontation mit dem Vater aus dem Wege gehen konnte, da ich mich dann mit dem jeweiligen Kind in ein Kinderzimmer zurückzog. Da ich aber durch langjährige Erfahrung in Nachhilfe wußte, daß Schulschwierigkeiten in den seltensten Fällen durch Übung zu beseitigen sind, blieb auch dieser Zugang unbefriedigend und hatte etwas von einer Flucht vor den wirklichen Problemen an sich.

An dieser Stelle, wo ich mich schlichtweg aufgesogen fühlte von den Problemen der einzelnen Familienmitglieder, ohne für mich Handlungsmöglichkeiten in den Problemfeldern sehen zu können, hätte ich mich am liebsten total verweigert und den Einsatz abgebrochen. Die objektiven Bedingungen, auf die ich keinen Einfluß nehmen konnte, schienen mir derart kraß die Verhaltensweisen der Familie zu determinieren, daß jeder winzige Handlungserfolg mir wie bloße Ablenkung gegenüber den großen »wirklichen Problemen« schien. Ich stellte für mich etwas kurzschlüssige Zusammenhänge her nach dem Muster: Der Alkoholismus des Vaters und seine Aggressivität sind eben die Folge von sieben Jahren Arbeitslosigkeit, Krankheit und dem rapiden sozialen Abstieg, den die Familie nach der Ausreise hier erfahren hat. Die Verhaltensauffälligkeiten und Sprachstörungen vor allem der beiden jüngsten Kinder sind die Folge einer Erziehung, die eigentlich eine Abrichtung ist, in der es nur Befehle und relativ unberechenbare Drohungen und Zurechtweisungen gibt und die im Wesentlichen aus Machtkämpfen besteht. Die Nervosität und monotone Abgestumpftheit der Frau sind die Folge von jahrelanger Überlastung, da sie die Verantwortung für die gesamte Familie mehr oder weniger allein trägt, das Geld verwaltet (soweit das ihr Mann zuläßt), alle Ämtergänge erledigt, Mann und Kinder, Hund und Katze versorgt, für sämtliche schulischen und gesundheitlichen Probleme zuständig ist.

Diese Art von Zusammenhangsannahmen versucht zwar, die individuelle Misere nicht den Einzelnen anzulasten und in gesellschaftliche Vorgänge einzuordnen, muß aber notwendig ohnmächtig machen, weil als Perspektive lediglich die Veränderung der gesellschaftlichen Bedingungen selbst erscheint; dies aber noch nicht einmal in den Augen der Betroffenen, so daß die merkwürdige Konstruktion entsteht, daß ich als Familienhelferin anstelle der Familie »die Gesellschaft« ändern oder bestenfalls sie dazu bringen müßte, dies mit mir zu tun.

Wie jeder leicht nachvollziehen kann, ist das keine praktikable Herangehensweise an wirkliche Menschen, die Probleme z.B. auf der Ebene bestimmen, daß die Kinder so »unartig« sind, der »Alte spinnt«, »Das Weib einen verrückt macht« oder »man hier aber auch gar nichts darf«. Sicherlich sind ab und zu Gespräche möglich, in denen man über die Zusammenhänge von Arbeitslosigkeit, den spürbaren Sozialabbau und Rüstung diskutieren kann, und wo auch sichtbar wird, daß ich mich als eigentlich arbeitslose Psychologin in keiner prinzipiell anderen Lage befinde als die Familie selbst. Ich habe z.B. auch nie verschwiegen, was ich mit meiner Tätigkeit verdiene, welche Kosten ich davon bestreiten muß und wie die Situation für Psychologen und Akademiker insgesamt aussieht. Hierüber werden auch gewisse Formen von Solidarität möglich, so wenn ich von Frau X. darauf hingewiesen werde, wo ich einen Antrag auf Familiengeld stellen könnte, das mir doch wohl zustehen müßte . . . Dennoch bleiben diese Gespräche meist auf der Ebene, das man sich gegenseitig darin bestärkt, wie schlecht es einem geht, ohne daß man es selbst verschuldet hat, und was alles besser sein könnte. Diese Einigkeit reicht dann genau bis an den Punkt, wo es um die Konsequenzen für das eigene Handeln geht, ich also beispielsweise darstelle, wie und wo ich in einer Friedensinitiative mitarbeite, Herr X. hingegen den Schluß zieht, daß »man da eh nichts machen könne«, »gegen die Großen komme man nicht an, die machen sowieso immer nur, was sie wollen, und irgendwann geht der Planet eben in die Luft«.

Wie bequem solche Klagen über den Staat sind und daß sie gerade die Funktion haben, das eigene Nichts-Tun zu rechtfertigen, zeigt sich dann wieder in anderen Gesprächen, wo es um die Notwendigkeit und Bedeutung der eigenen Aktivität und Gegenwehr geht, gerade weil dieser Staat einem nichts »schenkt«, und wo Herr X. mir dann droht, mich hinauszurufen, wenn ich noch einmal etwas gegen »seinen« Staat sage.

An solchen Stellen schlugen mein Frust und meine Ohnmacht dann um, daß ich mich nicht mehr angesichts der Verhältnisse hilflos fühlte, sondern angesichts der Menschen, die sich einrichten in diesen Verhältnissen. Das allgemeine Wehklagen der verschiedenen Familienmitglieder erfüllte mich mit Aggressionen gegen sie, so daß ich sie am liebsten unmittelbar verändern wollte. Die Perspektive schien jetzt plötzlich nicht mehr die Verände-

rung der gesellschaftlichen Verhältnisse zu sein, sondern der in ihnen lebenden Individuen. Darin liegt zum einen die Gefahr der Personalisierung und Therapeutisierung von Problemen, zum anderen aber auch die Möglichkeit, die Leute nicht schlicht als Opfer ihrer Verhältnisse zu begreifen, sondern als Handelnde, die durch ihren spezifischen Umgang mit ihren Problemen, diese auch selber mit herstellen, verschärfen etc. Um Veränderungsperspektiven aus der Sicht der betroffenen Familienmitglieder zu entwickeln, mußte ich sie als eigenverantwortlich Handelnde wahrnehmen, d.h. bei dem ansetzen, was sie schon immer für die Durchsetzung ihrer Interessen tun, und mir mit ihnen gemeinsam angucken, wieweit sie damit kommen, was sie mit dieser Art der Interessendurchsetzung bewirken.

Unter dem Gesichtspunkt konnten für mich jetzt auch die verschiedenen Strategien sichtbar werden, mit denen die einzelnen Familienmitglieder ihre Bedürfnisse zu befriedigen suchten: Etwa, wenn der ältere Sohn durch Artigkeiten, »Zu-Munde-Reden« etc., sich Pluspunkte bei Eltern, Lehrern oder auch bei mir verdienen will, wohingegen sein jüngerer Bruder ganz offen provokativ auftritt, fast ständig die ganze Familie in Trab hält mit seinen »Nervereien« und »Unartigkeiten«, z.B. solange penetrant Süßigkeiten fordert, bis die Mutter zwar total verärgert, aber ihr Widerstand gebrochen ist.

Da Kinder ihre Interessen und Bedürfnisse noch unmittelbarer und eindeutiger äußern als Erwachsene, und sie mir teilweise selbständige Angebote machten, was sie mit mir tun wollten, fiel mir der Zugang zu ihnen am leichtesten. Ihre Aktivitäten eröffneten mir am ehesten Wege zu ihren Interessen, so daß ich sie in ihrer Eigenbewegung unterstützen konnte.

So habe ich beispielsweise auf ihren Wunsch hin mit der jüngsten Tochter erfolgreich Englisch geübt, wobei der Erfolg wohl weniger auf das Üben als solches zurückzuführen war, als darauf, daß es quasi »unser Projekt« war, bei dem sie im Mittelpunkt stand, mich für diese Zeit für sich alleine haben konnte und alle anderen Geschwister sowie die Eltern »berechtigterweise« ausgeschlossen werden durften. Ähnliches habe ich bei dem stark sehbehinderten jüngsten Sohn erlebt, der auf mein Betreiben hin Kontaktlinsen bekam, deren Handhabung er mit mir übte. Auch hier entstand für ihn ein durch mich geschützter »eigener Raum«, den die übrigen Familienmitglieder respektieren mußten. Keiner durfte ihn drängen oder schelten, was dazu führte, daß er das Einsetzen und Pflegen der Linsen entgegen den Voraussagen des Augenarztes und der Familie sehr schnell erlernte.

Da die Mutter für alle Verrichtungen des alltäglichen Lebens zuständig war, bahnten sich mit ihr ebenfalls vielerlei Möglichkeiten zu gemeinsamen Aktivitäten an, obwohl es sich bei diesen häufig um Belange der Kinder handelte (also Gespräche mit Lehrern, Ärzten etc.) Wichtig für unse-

ren Kontakt war schließlich, daß ich die Anpassung eines Gebisses für Frau X. vorantrieb (sie lief mit 37 Jahren seit ca. 8 Jahren fast zahnlos herum!), das für sie die Voraussetzung war, sich auch andere Aktivitäten wieder zuzutrauen, vor allem die Suche nach einer Arbeit. Darüber hinaus war es für mich natürlich leichter mit ihr »von Frau zu Frau« ins Gespräch zu kommen, als mit einem häufig betrunkenen Mann, den ich aus spontaner Frauensicht in seinem ganzen Verhalten hauptsächlich als Zumutung empfinden konnte, und der mich als »junges Mädchen« zunächst nicht als zuständig für sich begreifen konnte. («Sie sind ja wohl für die Kinder da«).

Der Vater, bzw. der Zugang zum Vater und seinen Problemen stellte für mich also mindestens in doppelter Hinsicht eine Schwierigkeit dar: Zum einen aufgrund des o.a. Geschlechterverhältnisses, zum anderen wegen der absoluten Passivität des Vaters. Da er den ganzen Tag nur vor dem Fernseher im Wohnzimmer auf der Couch saß, auf der er auch nachts schlief, sich alles, was er brauchte, bringen ließ, nur sonntags an dem gemeinsamen Mittagessen teilnahm und sonst seine Mahlzeiten im Wohnzimmer in Empfang nahm, also keinerlei Aktivitäten zeigt, bei denen vielleicht Interessen deutlich geworden wären, bei deren Wahrnehmung ich ihn hätte unterstützen können, schien sich die Möglichkeit des Kontaktes mit ihm auf eine rein verbale Ebene zu beschränken, die sich auch nur dann »ergab«, wenn er sich während meiner Besuche mal aus dem von ihm okkupierten Wohnzimmer hinausbewegte.

Gleichzeitig aber war der Vater, wie gesagt, Hauptbelastung für die gespannten familiären Beziehungen, der durch seinen Alkoholkonsum auch die finanzielle Notlage immer wieder verschärfte. Ich hatte also das Gefühl, ihn in den gelegentlichen Gesprächen quasi »durch Einsicht in seine Lage« verändern zu müssen, bis mir klar wurde, wie die gesamte Familie dieses passive, befehlgebende Verhalten des Vaters stützte. Zunächst einmal ließ sich hier die simple Tatsache aufzeigen, daß der Vater natürlich nur solange tatenlos auf seinem Sofa sitzen bleiben konnte, wie die übrigen Familienmitglieder es akzeptierten und eben auf sich nahmen, ihn zu bedienen. Sie sicherten permanent seine Machtposition, indem sie seine Befehle weitestgehend befolgten und versuchten, es ihm recht zu machen, um ihn einigermaßen bei Laune zu halten. Da er selbst nichts tat, war es ein leichtes für ihn, als ausschließlich »strafende Instanz« aufzutreten, die immer die anderen für ihre Fehler verantwortlich machen konnte. Wenn er seine Tochter nach Krimis für sich in die Bücherei schickte, konnte er mit ihr meckern, wenn sie nicht die richtigen brachte, wenn er seine Frau zum Sozialamt schickte, war es ihre Schuld, wenn die Familie nicht mehr Geld bekam etc.

Meine Versuche, solche Zusammenhänge deutlich zu machen, wurden von seiner Seite aus damit zurückgewiesen, daß er aufgrund einer leichten

Gehbehinderung, die von einer Fußoperation zurückgeblieben war, eben keine Gänge machen könne; von seiten der Kinder, daß sie Angst hätten vor seinen Strafen, wenn sie sich seinen Aufträgen verweigern würden, und seitens der Frau, daß sie »lebenswichtige« Amtergänge etc. ja nicht einfach unterlassen könne, ohne den Bestand der Familie zu gefährden, und »er würde das ja doch nicht tun«. Jeder in der Familie versuchte also, den Konflikten, die bei einer Veränderung der Situation entstehen würden, aus dem Weg zu gehen (wobei es natürlich eine Illusion war zu meinen, daß es deshalb weniger konflikthaft in der Familie zugehe).

Eine wichtige Erkenntnis für die weitere Arbeit in der Familie war nun zu begreifen, wie ich mich selber in dieses Familienarrangement eingepaßt hatte. Das Verhältnis der Familie- und so auch meines zum Vater war direkt räumlich sichtbar: Das gesamte Familienleben ebenso wie meine Besuche spielten sich zum großen Teil an der Essecke im Flur oder in den Kinderzimmern ab. Das Wohnzimmer als Terrain des Vaters war hingegen ein Tabu, die Tür meist verschlossen oder eben nur geöffnet, wenn er es wollte. Er konnte jederzeit in die Sphäre von Frau und Kindern einbrechen. Umgekehrtes war aber nicht denkbar. Wahrscheinlich hielt ich mich aus dem gleichen Motiv an dieses Arrangement wie die übrigen Familienmitglieder: Es war einfach angenehmer und fröhlicher ohne den Vater, wir konnten unbeobachtet und unzensiert tun und reden, was wir wollten. Tauchte der Vater allerdings auf, dann bestimmte er auch sofort das Gespräch, unterbrach die anderen mit der Bemerkung, »man solle ihn auch mal ausreden lassen«. Auch dieses trug ich mit, wahrscheinlich, weil ich hoffte, über ein Eingehen auf ihn in solchen Gesprächen doch noch einen Zugang zu ihm und damit Veränderungsmöglichkeiten zu finden.

In Gesprächen mit dem Sozialarbeiter wurde mir deutlich, daß ich wahrscheinlich zunehmend die Stelle der ältesten Tochter eingenommen hatte: ab und zu ein anregender und halbwegs verständnisvoller Gesprächspartner für den Vater zu sein, ansonsten die Frontstellung der übrigen Familie gegen den Vater zu teilen; ja es gab oft genug Situationen, in denen ich den anderen Kindern gleich Angst hatte vor dem betrunkenen und randalierenden Mann, froh war, wenn ich mich von Frau X. beschützt fühlen und mit den anderen Kindern in ein Kinderzimmer zurückziehen konnte. Ich zeigte also das gleiche Konfliktvermeidungsverhalten wie alle in der Familie und hatte anfangs ungeheure Skrupel, bestimmte Mißstände direkt anzusprechen und die einzelnen auch tatsächlich dafür haftbar zu machen.

Die Unfähigkeit, mich in anstehende Konflikte hineinzubegeben, wird wiederum durch den Charakter der Familienhilfe selbst untermauert: Durch die Art der Bezahlung bin ich natürlich bestrebt, so viele Stunden als möglich in der Familie zu verbringen und meinen Vertrag voll auszuschöpfen, um auf mein Geld zu kommen. Dieses tagtägliche »Sich-In-

Der-Familie-Aufhalten«, immer mit den gleichen Problemen konfrontiert sein, ohne die kontrollierende Auseinandersetzung mit Kollegen (die Kooperation mit meinem Sozialarbeiterkollegen entwickelte sich erst allmählich, dazu später), bewirkt noch schneller als in einer Institution die berühmte »Betriebsblindheit«, Schwierigkeiten, sich selbst im Verhältnis zur Familie reflektieren zu können, und Unfähigkeit, Konflikte überhaupt aushalten zu können. Es ist einfach sehr viel an Energie, Mut und Stehvermögen verlangt, anstehende Konflikte zu unterstützen, vielleicht noch zu verschärfen, wenn man jeden Tag quasi an den Konfliktherd zurückkehren und die Konflikte weiter austragen soll, zumal dies bei einem Familienhelfer in krasser Weise die potentielle Gefährdung des eigenen »Arbeitsplatzes« miteinschließt. Die ganze Unabgesichertheit und Isoliertheit schlägt hier auf sein inhaltliches Engagement durch: Warum soll ich mich aufreiben für eine ohnedies nur kurzfristige Perspektive und damit vielleicht auch diese noch gefährden, wenn ich auch gemütlich in der Familie Kaffetrinken kann, vielleicht ein bißchen Schularbeiten mit den Kindern mache und ansonsten dem Bedürfnis der Familie (vor allem den Eltern) nach Außenkontakten Rechnung trage, eine Art Unterhalterfunktion wahrnehme, bei der ich mir dann noch nicht einmal nutzlos vorkommen muß?!

Die andere Seite des Widerspruchs, der sich aus dem unabgesicherten und kurzfristigen Charakter dieser Arbeit ergibt, ist aber die, daß die eigenen inhaltlichen Ansprüche, sofern man sie noch nicht völlig aufgegeben hat, notgedrungen eine eben solche kurzfristige Orientierung erfahren, d.h. daß man auf schnelle, spontane Erfolge aus ist, keine längerfristigen Pläne aufstellt, sondern zum »Abhaken« von Dingen neigt (also beispielsweise keine längerfristige Kooperation mit einer Lehrerin/Schule anstrebt, sondern ein einzelnes Gespräch führt, das es dann »voll gebracht haben muß«). Der nächste Frust ist damit natürlich schon vorprogrammiert. Plötzlich wird jede Situation zur Bewährungssituation, in der es sich entscheidet, ob man versagt hat oder seine Fähigkeiten unter Beweis stellen kann. Und durch die auf sofortigen Erfolg gerichtete Ungeduld geraten die Handlungen der zu betreuenden Familie zu potentiellen Enttäuschungen, da das eigene Gefühl, »los-powern« zu müssen, sich nicht mit den Möglichkeiten der Familie decken kann, jahrelang eingeschliffene Handlungsformen zu verändern. Die Logik des »Los-Powerns« ist übrigens auch die Logik des Amtes, da nur bei besonders schwierigen Fällen, also sehr »problematischen« Familien die Höchststundenzahl für einen Einsatz bewilligt wird mit dem Ziel, »hier jetzt mal richtig durchzugreifen«!

Eben dieses Herangehen verstärkt noch die durch eine falsch verstandene Professionalisierung sowieso vorhandene Tendenz, Handlungs- und Veränderungsziele ohne die Betroffenen aufzustellen, einsam voranzupreschen und, wenn keiner nachkommt, sich resigniert zurückzuziehen. Das

generelle Dilemma von psychosozialen Arbeitern, zuständig zu sein, wenn fremde Subjekte nicht mit ihrem Leben klarkommen, in gewisser Weise Verantwortung für andere übernehmen zu müssen, gleichzeitig aber nicht ohne sie, nicht an ihrer Stelle handeln zu können, verschärft sich für den Familienhelfer, der ja eigens für die Belange einer Familie abgestellt ist, direkt in ihrer Privatsphäre agiert, fast schon mit ihr lebt und eigentlich keinen anderen Zugriff auf die Bedingungen der Familie hat, als die Familie selbst. Statt die Familie aus ihrer Isolation herauszuholen, wird der Familienhelfer in die familiäre Isolation hineingezogen:

Ich komme jeden Tag in die Familie. Die Familie beschäftigt sich mit mir, sie nimmt sich 18 Stunden in der Woche Zeit für mich. Ich beschäftige also die Familie, der Tag hat eine Unterbrechung, es kommt Besuch. Dort, wo vorher eine Lücke klaffte im Arbeitslosen- oder Hausfrauenalltag, wo kein Spielkamerad zu finden war, wo die Schularbeiten liegen blieben, dort erscheine jetzt ich. Was will man mehr? Es scheint, als müsse man den quälend gewordenen Alltag nicht mehr selbst verändern, sondern als käme die Veränderung in Form des Familienhelfers via Sozialamt direkt ins Haus. Und ich bin natürlich dankbar für so viel Aufmerksamkeit, die mir die Familie zuteil werden läßt, ich kann sagen, ich werde gebraucht, auch wenn ich das schlechte Gewissen dabei nicht ganz loswerde. Wie aber dem Werkzeugcharakter, den Familie und Familienhelfer gegenseitig annehmen, entgehen?

Indem ich anfang, das Arrangement zu durchschauen, in das ich mich selber eingeordnet hatte, und indem ich alle Familienmitglieder als Handelnde begriff, von denen jeder seinen Beitrag zur Aufrechterhaltung der unerträglichen Situation lieferte, konnte ich mir vornehmen, zumindest meinen Beitrag zu verändern und überall dort, wo ich sie entdeckte, die Mechanismen, die das »Sich-Einrichten« in dieser Situation ermöglichten, zu durchbrechen. Das fing bei eben solchen »Kleinigkeiten« wie den räumlichen Anordnungen an. Ich nahm mir also jedesmal, wenn ich in die Familie kam, vor, auf jeden Fall das Wohnzimmer zu betreten, den Vater zu begrüßen und wenigstens ein paar Worte mit ihm zu wechseln, zu fragen, was er denn heute schon gemacht hätte und was er für den Rest, des Tages vorhat. Schon nach einigen Tagen kam der Vater immer von selbst aus dem Zimmer, wenn ich kam, oder die Wohnzimmertür war sowieso offen. Dies ging damit einher, daß ich ebenfalls versuchte, mir bestimmte Sachen für den jeweiligen Nachmittag vorzunehmen, also die Radtour mit dem und dem Kind, das Ausfüllen eines Antrages, die weitere Organisation der Arbeitssuche, die gemeinsame Durchsicht des Haushaltsbuches etc.

Ich konnte also sowohl mit Herrn X. als auch mit den anderen Familienmitgliedern abschecken, was anstand, was sie von mir und ich von ihnen wollte — planen, was am gleichen Nachmittag geschehen sollte oder

an einem anderen Tag, so daß ich mich dementsprechend von den übrigen Anforderungen abgrenzen konnte, mich auch nicht mehr so unbegrenzt den unberechenbaren Gesprächsbedürfnissen vor allem der Eltern überließ, denn ich hatte ja etwas bestimmtes Anderes zu tun. Die Besuche bekamen jetzt mehr den Charakter von Verabredungen, um etwas Bestimmtes gemeinsam zu tun, das konnte natürlich auch einmal ein Kaffeeklatsch sein. Insgesamt versuchte ich, mich nicht mehr so häufig in der Familie selbst aufzuhalten, vor allem mit den Kindern etwas zu unternehmen, andere Orte aufzusuchen, sie zu mir kommen zu lassen (selbständig mit öffentlichen Verkehrsmitteln fahren zu lassen, bei mir auch mit den Jungs (!) kochen, Schreibmaschine schreiben, ins Theater gehen . . .)

Außerdem, und auch das mußte ich mir richtiggehend vornehmen, versuchte ich, nicht mehr so viele glättende und harmonisierende Sätze in Gesprächen hinzunehmen, mit denen Widersprüche unter den Tisch gekehrt wurden. Ich empfand es z.B. als Fortschritt von mir, Herrn X. auch nach mehreren Abwiegelungsversuchen seinerseits noch hartnäckig zu widersprechen, als er behauptete, die Familie sei immer »gut damit gefahren«, wenn er das Kindergeld nach seinem Gutdünken verwaltete. Ich fühlte mich richtig wohl dabei, mich mit ihm mal zu streiten, anstatt wie sonst immer, ein oberflächlich harmonisches Einvernehmen herzustellen, bevor ich ging.

Die wichtigste Strategie für den Umgang mit dem Vater war im folgenden, ihn zu aktivieren, Möglichkeiten zu finden, wo er selbst tätig werden und sich darüber wieder als für sich und sein Leben Verantwortlichen erfahren konnte. Das hieß z.B., ihn nicht rauszuhalten aus der Führung des Haushaltsbuches, auch wenn es für mich und die Frau einfacher war, es allein durchzusprechen.

Bei den Auseinandersetzungen um das Haushaltsbuch konnten dann die nächsten Widersprüche sichtbar werden, so daß er sich nicht beschweren konnte, seine Frau würde zu teuer einkaufen, wenn er nicht über die Lebensmittelpreise informiert war, weil er nie einkaufen ging, oder daß er nicht mehr klagen konnte, er würde für sich selber überhaupt kein Geld haben, wenn sich herausstellte, daß die größten Aufwendungen für persönliche Bedürfnisse der Familienmitglieder aus seinen Zigaretten und seinem Schnaps bestanden, während für die Kinder höchstens mal ein Lutscher und ein Schulheft abfiel, für die Frau nie etwas.

Da wir dem Vater keine Arbeit beschaffen konnten, er sich aber sehr schwer damit tat, sich an Alltagsverrichtungen zu beteiligen und sich so im Haushalt nützlich zu machen, kamen der Sozialarbeiter und ich schließlich auf die Idee, ihn zum Bau eines Schreibtisches für seine Söhne zu motivieren. Diese Art von Beschäftigung bot sich an, weil er über jede Menge Werkzeug verfügte und wohl (zumindest früher) recht gerne heimwerkert hatte. Außerdem brauchten die Jungen einen eigenen Schreibtisch für

ihre Schularbeiten, die sie jetzt immer im allgemeinen Familientrübels am Eßtisch im Flur machten.

Ich hatte allerdings gewisse Bedenken, daß es sich letztlich bei unserem Vorschlag um bloße »Beschäftigungstherapie« handelte, um unsere Unfähigkeit zu überdecken, an den entscheidenden Lebensbedingungen etwas zu ändern (Arbeitsstelle). Mein schlechtes Gewissen führte dann dazu, daß ich gegenüber dem Vater die »objektive« Notwendigkeit und Wichtigkeit dieses Schreibtischbaus herausstrich, etwa, daß es für die schulischen Leistungen der Jungen unverzichtbar sei und daß das Amt einen selbstgebauten Schreibtisch eher bewilligen würde als einen neu gekauften. Obwohl diese Argumente nicht falsch waren, gaben sie dem Vorschlag erst genau den entmündigenden Charakter, den ich gerade vermeiden wollte: Sie dienten dazu, Herrn X. dazu zu bringen, den Schreibtisch zu bauen, nicht sich bewußt mit dem Vorschlag auseinandersetzen zu können, um dann selbst zu entscheiden.

Ich Nachhinein kann ich sagen, daß der Vater eigentlich ganz richtig auf den so von mir formulierten Vorschlag reagierte, denn er meinte, wenn die Jungen tatsächlich so dringend einen Schreibtisch für ihre schulische Entwicklung brauchten, dann würde das Sozialamt das schon zahlen müssen, außerdem sei es heutzutage nicht unbedingt billiger, einen Schreibtisch selber zu bauen.

Ganz anders war das Vorgehen meines Kollegen, der, nachdem der Vater bei mir nicht »angebissen« hatte, ihm den Vorschlag noch einmal unterbreitete. Er sagte ganz direkt, daß das Selberbauen des Schreibtisches als Möglichkeit für Herrn X. gedacht sein, endlich einmal wieder etwas zu tun, das ihm auch Spaß macht und wobei er erfahren könne, daß er noch imstande sei, seine Fähigkeiten sinnvoll einzusetzen.

Hierauf konnte Herr X. nun so reagieren, daß er uns sein ganzes Leid über seine unfreiwillige Untätigkeit klagte, erzählte, wie gerne er gearbeitet hatte, und sogleich anfang, Konstruktionspläne für den Schreibtisch zu entwerfen, wobei er bei jeder Schraube noch einmal hören wollte, daß die Materialkosten auch wirklich vom Sozialamt übernommen werden.

Kurzum, der Schreibtisch wurde gebaut und damit eine neue Ebene der Widerspruchsentwicklung erreicht. Die Erfahrung wurde zwar von Herrn X. positiv gewertet, auch heute betont er oft, daß »das was war!« — die Familie war allerdings anderer Ansicht. Auch wenn die Jungen sich über den Schreibtisch freuten, war der Vorgang des Bauens selber eine Tortur. Herr X. nutzte die Gelegenheit, seine Fähigkeiten und die Wichtigkeit seines Tuns, also seiner Person, nicht nur zu beweisen, sondern unentwegt zu demonstrieren: Er zog den Bau sechs Wochen lang hin, belegte die ganze Wohnung damit, indem er überall Teile zum Trocknen etc. aufstellte, konnte so ständig zur Vorsicht mahnen bzw. schimpfen und Strafen verteilen, wenn ein Familienmitglied doch einmal anstieß (was unvermeidbar

war bei der Enge!). Für jeden Bauvorgang holte er sich mindestens einen Handlanger (Frau, Töchter oder Söhne), was zu ständigen Konflikten führte, da die unfreiwilligen Helfer eher ihren Unmut als ihre Bewunderung für das Werk des Vaters äußerten. Der Schreibtischbau hatte also einerseits eine Verschärfung der Situation zwischen Herrn X. und dem Rest der Familie zur Folge, andererseits war es tatsächlich die erste selbständige Tat seit langem.

In der folgenden Zeit spitzte sich das Verhältnis zwischen Herrn und Frau X. so zu, daß Herr X. mehrmals handgreiflich wurde und seine Frau aus der Wohnung aussperrte. Frau und Kinder kamen dann zu mir, um zu beraten, was zu tun sei. Zu solchen »Krisensitzungen« zogen wir dann auch den Sozialarbeiter hinzu, da er uns über die rechtlichen und finanziellen Möglichkeiten bei einer Trennung aufklären konnte. Auch wenn wir eine Trennung für am besten hielten, konnte sich Frau X. zunächst nicht dazu durchringen, nach 18 Ehejahren ihren Mann zu verlassen. Sie kehrte also immer wieder in die gemeinsame Wohnung zurück, bis ihr Mann sie eines Tages im Vollrausch mit einem Brotmesser bedrohte. Da war ein Punkt erreicht, an dem auch er die Trennung wollte und nach einem langen Gespräch mit mir über seine Möglichkeiten, wieder selbständig zu werden, in seinen Auszug einwilligte. Dank der Kontakte des Sozialarbeiters, konnten wir ihm sehr schnell ein möbliertes Appartement als vorübergehende Lösung beschaffen. Das Hauptproblem der folgenden Zeit bestand für Herrn X. darin, mit der Einsamkeit fertig zu werden. Wie nicht anders zu erwarten, tauchte er ab zu zu betrunken bei seiner Familie auf, um dann einige Tage dort wieder zu verbringen. Dies war nicht nur für Frau X. und die Kinder bedrohlich, sondern auch für mich. Schließlich hatte ich ihm beim Auszug geholfen, ihn also mit in diese Lage gebracht, so daß ich mich in gewisser Weise verpflichtet fühlte, ihn auch weiterhin zu betreuen. Andererseits war ich wahrscheinlich ähnlich wie die Frau, froh, daß er aus der familiären Wohnung raus war und hatte äußerste Skrupel, ihn allein in seiner Appartement-Wohnung zu besuchen. Meine Ängste und mein gleichzeitiges schlechtes Gewissen gingen teilweise so weit, daß ich mich am Telefon verleugnen ließ, wenn Herr X. bei mir anrief. Diese Situation bekam ich erst in den Griff, nachdem ich Herrn X. einige Besuche gemeinsam mit meinem Sozialarbeiterkollegen abgestattet hatte und wir die Absprache trafen, daß er sich schwerpunktmäßig um Herrn X. kümmerte, während ich die Betreuung der restlichen Familie weiterführte. Nachdem das klar war, konnte ich mich auch wieder auf längere Telefonate mit Herrn X. einlassen.

Die Kooperation zwischen dem Sozialarbeiter und mir hatte sich also gemäß der sich zuspitzenden Situation in der Familie intensiviert: Während sie sich anfangs darauf beschränkt hatte, den Frust abzulassen, sich die neuesten Vorfälle zu erzählen und sich auf diese Weise zu »erleich-

tern«, kamen wir immer mehr dazu, einzelne Situationen genauer durchzusprechen, um dann ein mögliches Vorgehen zu planen. Dabei war es von großem Nutzen, daß der Sozialarbeiter als »Amtsmensch« über das nötige Wissen und die erforderlichen Verbindungen verfügte, um so etwas wie den Schreibtischbau, Spielzeug für die Kinder, Kur bzw. Urlaub für die Eltern oder den schnellen Auszug von Herrn X. materiell abzusichern. Außerdem gingen wir immer mehr dazu über, unsere unterschiedlichen Möglichkeiten einzuschätzen und bewußt einzusetzen, so daß der Sozialarbeiter z.B. zu bestimmten Gesprächen dazu kam, um mal »von Mann zu Mann« mit Herrn X. zu reden, wenn ich das Gefühl hatte, daß er mich nicht ernst nahm oder ich aus meiner Frauenperspektive zu wütend war, um mit ihm zu sprechen.

Diese Art von Zusammenarbeit und Auseinandersetzung wie zwischen dem Sozialarbeiter und mir ersetzt m.E. jede Supervision: Beide haben wir mit der Familie wirklich zu tun, unsere Diskussionen und daraus folgenden Schritte haben also für beide kontrollierbare Auswirkungen. Wir arbeiten an dem gleichen »Fall«, aber von unterschiedlichen Standpunkten aus, so daß sich notwendig verschiedene Aspekte dieser Arbeit in unseren Sichtweisen widerspiegeln, was fruchtbar für eine Auseinandersetzung ist. Wir ergänzen unsere Kompetenzen, anstatt sie gegeneinander zu richten, was nicht nur lehrreich für uns, sondern auch nützlich für die Familie ist, die inzwischen auch gelernt hat, sich bei verschiedenen Belangen mal mehr an den Sozialarbeiter und mal mehr an mich zu wenden, ohne daß sie uns gegeneinander ausspielen kann, eben weil wir in ständiger Auseinandersetzung stehen und voneinander wissen, was wir in Bezug auf die Familie tun.

Nachdem die zumindest erstmal räumliche Trennung von Herrn X. und seiner Familie zu einer relativen Entspannung geführt hat, stellt sich für den Sozialarbeiter und mich vor allem das Problem insbesondere Herrn X. »bei der Stange zu halten«, d.h. die Entscheidungen der Ämter, die seine Umschulung und seine Kur betreffen, abzuwarten (bisher warten wir ein Jahr!). Hierbei stecken wir in dem Zwiespalt, Herrn X. immer wieder Mut zu machen und zu ermuntern, den Ämtern stets aufs Neue »auf den Pelz zu rücken«, andererseits ihn auf mögliche Enttäuschungen vorzubereiten. Da er sich seiner und unsrer aller Konsumorientiertheit gemäß keine Beschäftigung vorstellen kann, die kein Geld kostet, und zudem sehr kontaktscheu geworden ist, sitzt er isoliert und tatenlos wie eh jetzt allein in seiner Apartment-Wohnung. Dies führt dazu, daß seine Gedanken nach wie vor hauptsächlich um die Familie kreisen, so daß er sie mit oftmals 20 Anrufen pro Tag belästigt oder überraschende Besuche macht, die manchmal 2-3 Wochen dauern und immer mit einem fürchterlichen Eklat enden und der Drohung, entweder nie mehr oder sofort wieder in die Familie zurückzuziehen.

Seine Perspektivlosigkeit, an der weder er noch wir viel ändern können, steht zum großen Teil der Veränderung der gesamten Familiendynamik im Wege, besonders einem veränderten Umgang mit Kindern. Immer noch hat diese Art von »Erziehung«, die auf Drohungen, Strafen und Befehlen oder unberechenbaren Ge- und Verboten beruht, eine Funktionalität in der Lebensbewältigung der Eltern (z.B. um wenigstens hier als Autorität und Respektperson auftreten zu können, was natürlich nur oberflächlich besehen zutrifft), die nicht ohne weiteres durchbrochen werden kann. Was ich unter diesen Umständen für die Kinder tun kann, außer ihnen einen anderen menschlichen Umgang und andere Lebensbereiche, Interessen etc. mittel meiner Person »vorzuführen«, bleibt fragwürdig; ebenso, was ich davon in Gesprächen den Eltern, d.h. vor allem der Mutter, »vermitteln« kann, so daß sie selbst ein anders Verständnis von den Handlungen und Bedürfnissen der Kinder und in dem Zusammenhang ihren eigenen erlangen können. Die Zukunftsaussichten der Familie sind nicht rosig, die Arbeit daran geht weiter.